

Über der endlosen Sandfläche der Gila-Wüste lag ein seltsames Flirren und Glitzern, das die gleißenden Sonnenstrahlen verursachten, wenn sie wie glühende Pfeile auf die vom Wind glatt geschliffenen Sandkristalle trafen. Im Nordwesten zogen sich in gerader Linie die Gila Hills durch den Sand, erhoben sich aus der Weite wie gewaltige Monumente eines überirdischen Künstlers. Sie wirkten schroff und zerfurcht, spröde von der gewaltigen Hitze, und reichten bis in den glühenden Himmel, der sich ohne eine Wolke, nur flimmernd vor Hitze über Arizona ausbreitete.

Der Mann kam von Norden und zügelte sein Pferd neben einer Gruppe von mächtigen, grauen Felsquadern, die nur kargen Schatten spendeten. Eine Vogelspinne kroch auf ihren haarigen Beinen aus einer Felsspalte und verschwand unter einem Stein.

Das Pferd des Reiters schnaubte müde. Der Mann im Sattel sah erschöpft aus. Er war fast sechs Fuß groß und hager. Sein schmal geschnittenes Gesicht war von messerscharfen Falten durchschnitten und bedeckt mit Bartstoppeln. Seine Haut war grau vom Staub, der mit dem dick perlenden Schweiß eine feste Kruste bildete, die nun zerplatzte, als der Mann den Mund öffnete und einen leisen Fluch ausstieß.

Der Mann glitt vom Pferd. Auf seinem Hemd haftete ein silberner Stern im Kreis, das Zeichen des US-Marshals. Der Mann trug abgewetzte Kleidung, in deren Falten der feine, scharfkörnige Staub nistete und bei jeder

Bewegung leise knisterte. An der Hüfte hatte der Marshal einen schweren 45er Colt hängen. Das Pferd senkte müde den Kopf. Der Mann bewegte sich einige Schritte vom Tier fort und kniete sich in den Sand. Seine schmalen Augen glitten über die Hufeindrücke. Er hob den Kopf und legte die linke Hand zum Schutz gegen die beendenden Sonnenstrahlen über die Augen.

Der Marshal schwang sich wieder in den Sattel. Leder knarrte leise. Er richtete sich auf dem Pferderücken auf. Aber er konnte keine Bewegung in der Weite wahrnehmen. Stumm trieb er sein Tier wieder an. Der Marshal ließ die Felsgruppe hinter sich. Nordöstlich in seinem Rücken befand sich ein breiter Kakteengürtel. Doch der war gut zehn Meilen entfernt. Aber diese riesigen Säulenkakteen waren die einzigen Pflanzen, die der Reiter um sich herum sehen konnte. Die glutwabernde Hitze umgab ihn wie eine breiige, zähe Masse und trocknete ihn aus. An seinem Sattel hing ein Wassersack aus Ziegenleder.

Die beiden Männer lagen flach am Rand des Arroyos und beobachteten den herankommenden Reiter. Sie lagen regungslos, registrierten jede Bewegung des anderen und sprachen kein Wort, bis der Mann auf etwa hundert Yards an die Bodenfalte heran war.

„Es ist der Marshal“, sagte einer der beiden heiser. „Er ist es sicher.“ Seine Stimme klang rau von der Hitze und dem Sand, den er geschluckt hatte. Die Männer sahen sich ähnlich. Sie waren ungepflegt, hatten knochige, unrasierte Gesichter und schmale, kalte Augen.

„Erledigen wir es jetzt“, sagte der Mann wieder. Sein Partner nickte ohne ein Wort.

„Er ist verdammt hartnäckig.“, fuhr der Mann fort. Er zog seine Winchester 73 heran. Es war ein nagelneues Modell mit dunkelbrünierten Schlossteilen.

„Er ist nicht hartnäckig, er ist stur. Stur wie ein Büffel“, entgegnete der andere Mann. „Du musst ihn gut treffen.“

„Ich treffe immer gut.“

Der Sprecher zog jetzt das Gewehr an die Schulter und repetierte rasch den Unterhebel durch. Knirschend schob sich eine Patrone aus dem Magazin in den Lauf. Durch die flirrende Hitze visierte der Bandit den herankommenden Marshal über Kimme und Korn an. Er tat es kaltblütig und ohne eine Gefühlsregung. Seine Hände hielten das Gewehr ruhig, und sicher krümmte sich der Zeigefinger seiner Rechten um den Abzug.

Der Karabinerschuss peitschte hell aus dem Lauf. Die Mündungsflamme verschmolz mit der gleißenden Helle der Wüstensonne. Die Detonation rollte über die Weite. Ein stinkendes Pulverwölkchen zerflatterte. Das Pferd des Marshals machte im selben Moment einen Schritt zur Seite und warf den Kopf hoch. Die Gewehrkugel traf es zwischen den Augen. Der Bandit stieß einen wilden Fluch aus und riss den Unterhebel durch. Das Pferd des Marshals taumelte, wieherte röchelnd und brach mit rötlichem Schaum vor den Nüstern in die Knie. Der Beamte wurde aus dem Sattel geschleudert, rollte kraftlos durch den Sand und raffte sich betäubt auf die Knie hoch. Im selben Moment krachte der zweite Schuss.

Der Bandit stand jetzt hoch aufgerichtet und breitbeinig am Rand des Arroyos und feuerte auf den Mann neben dem liegenden Pferd. Der Wassersack am Sattelhorn war vom Gewicht des Tieres zerquetscht worden. Sein Inhalt sickerte in den Sand und verdunstete in der Hitze binnen weniger Sekunden.

Der Marshal wollte auf das Pferd zuspringen, um sein Gewehr aus dem Sattelschuh des gestürzten Tieres zu reißen. Aber er war nicht schnell genug, und es war zu spät für ihn, viel zu spät. Der Schuss des Banditen traf ihn in der linken Schulter, nur zwei Handbreit über dem Herzen. Die Kugel wirbelte ihn von den Beinen. Der US-Marshal wollte sich halten, nicht stürzen. Aber mit unwidderstehlicher Gewalt zog es ihn auf den heißen Sand zu. Er fühlte ihn in seinem Gesicht, krallte seine Hände hinein. Glühender Schmerz jagte durch seinen Körper. Blut rann warm und feucht über seinen Oberkörper, sickerte in seine Kleidung, in den Sand.

Schweiß, dick perlender Schweiß bildete sich auf seinem Gesicht, schmeckte salzig auf den Lippen des Mannes und lief über sein Kinn. Rote, dichte Schleier wogten vor den Augen des Marshals. Seine Blicke wurden immer undeutlicher, das Rauschen und Dröhnen in seinem Kopf immer lauter. Es begann sich alles zu drehen, wahnsinnig schnell zu drehen, grellfarbig und glühend, immer schneller. Dann war der Marshal bewusstlos und lag wie tot im heißen Sand. Dicht neben ihm lag sein Pferd, dessen Fell am Kopf mit Blut verkrustet war.

Die beiden Männer im Arroyo hatten sich erhoben. Der Schütze schob zwei neue Patronen durch den Seitenschlitz ins Röhrenmagazin und wandte sich stumm ab. Er bewegte sich hinunter ins ausgetrocknete Arroyobett zu den Pferden. Der andere schaute noch eine Weile zu dem Marshal hinüber und kam dann nach.

„Er rührt sich nicht mehr.“

„Wie sollte er auch?“ Der Schütze hatte sein Gewehr in den Scabbard zurückgeschoben. Er rückte den hellbraunen Ledersack am Sattelhorn zurecht und schwang sich auf den Pferderücken.

„Der Sand wird ihn nach und nach zudecken. Er war verrückt, uns in die Wüste zu folgen. Nach dem Bankraub in Globe hat er uns auf den Fersen gehangen. Er war ein Idiot, zu glauben, uns zu bekommen. Wir werden jetzt nach Tucson zurückreiten, Chet. Wir sind jetzt sicher. In Tucson bekommen wir alles, was wir brauchen, um durch die Gila nach Mexiko zu kommen. Ehe es Steckbriefe von uns gibt, sind wir längst in Mexiko, trinken feinen, roten Wein und lassen uns von mexikanischen Putas verwöhnen. Es wird ein verdammt feines Leben sein, Chet. Selbst wenn in dem Marshal noch ein Funken Leben ist, wird er vor Durst krepieren. So ein Idiot. Komm, Chet, wir reiten nach Tucson.“

Der andere nickte und stieg auf sein Pferd.

„Wir brauchen Wasser, Proviant und zwei neue Pferde“, sagte er.

„Wir werden ein Packpferd kaufen oder ein Maultier.“

Der andere setzte sein Tier in Bewegung und lenkte es aus dem Arroyobett. Er warf keinen Blick mehr hinüber zu seinem Opfer. Die beiden Männer ritten im weiten Bogen um den Marshal herum, überquerten am Abend den Santa Cruz River und lenkten ihre Pferde nach Norden in Richtung Tucson.



Es war am Abend, als der US-Marshal erwachte. Er war schwach, und er konnte sich nicht rühren. Sein ganzer Körper schien von einer Lähmung befallen. Hämmernder Schmerz ging von seiner Wunde aus. Die Blutung hatte aufgehört. Der Sonnenball sank wie ein gewaltiger übermächtiger Rubin am Zenit herab, und der Wind des Tages wehte nicht mehr.

Der Marshal versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Er versuchte zu überlegen, was er tun sollte. Doch er konnte nicht. Seine Kraft reichte nicht aus, um sich auf bestimmte Gedanken zu konzentrieren. Sofort begann es wieder vor seinen Augen zu flimmern. Er konnte nur den Kopf etwas drehen und sah sein Pferd wenige Schritte vor sich liegen. Er sah den zerplatzten Wassersack. Er meinte, verrückt zu werden vor Durst. Aber er war hilflos, hilfloser noch als ein kleines Kind, und so einsam und allein.

Einige Yards vor sich sah er eine Vogelspinne auf das tote Pferd zukriechen. Über sich hörte er ein müdes

Krächzen und Flügelschlag. Er wusste, dass es Geier waren. Aber er konnte sich nicht rühren. So lag der Marshal da, und es kam ihm vor wie eine Ewigkeit. Er glaubte hundert Mal zu sterben, nicht mehr weiterleben zu können. Doch so schwach er auch war, er lebte.

Der Marshal balancierte in diesen Stunden auf einem schmalen Grat zwischen Leben und Tod. Er war schon lange wieder bewusstlos, als auf einem Dünenkamm in etwa hundert Yards Entfernung ein Reiter auftauchte.

Der Mann im Sattel war gekleidet wie ein Cowboy. Er war groß und wuchtig. Sein dunkel gebräuntes Gesicht war von Falten zerfurcht und kühn geschnitten. Unter seinem breitkrepfigen Hut hervor war graues, leicht welliges Haar mit buschigen Schläfen zu sehen. Die Blicke aus den wasserhellen Augen des Mannes glitten über die Ebene. Und im letzten Licht des vergehenden Tages sah er vor sich im Sand ein totes Pferd und dicht daneben einen Mann liegen. Er hob den Kopf und bemerkte wieder die Geier am dunklen Himmel kreisen, deren Anwesenheit ihn hergelockt hatten.

Der Reiter spuckte grimmig aus und fuhr sich mit der Zungenspitze über die trockenen, schmalen Lippen. Dann trieb er sein Pferd an. Er ritt den Dünenkamm hinunter auf die Gestalt im Sand zu. Die breiten, schwerledernen und mit silbernen Conchos und Nieten verzierten Chaps wippten an seinen Beinen im Rhythmus des Tieres. Der Reiter zügelte das Pferd vor dem Mann im Sand. Das Tier scheute vor dem Blutgeruch. Der Reiter bändigte es mit energischem Griff. Er glitt aus dem Sattel und kniete

sich neben den Bewusstlosen. Vorsichtig drehte er den Mann auf den Rücken. Er sah den Stern und zuckte leicht zusammen. Lange blickte er in das fremde, hohlwangige und von Staub, Schweiß und Erschöpfung gezeichnete Gesicht. Dann ging er zu seinem Pferd zurück, nahm die Feldflasche vom Sattelhorn und hob den Kopf des Mannes leicht an. Er benetzte ihm mit der lauwarmen Flüssigkeit die Lippen. Nach einigen Minuten öffnete der Verletzte die Augen. Der Reiter ließ ihn trinken.

„Wer ... wer sind Sie ...?“, presste der Verletzte heiser hervor, nachdem er getrunken hatte. Seine Stimme klang rostig und brüchig. „Ich ...“

„Mein Name ist Taylor, John Taylor. Sie sind an der Grenze meiner Ranch, der Red Rock Ranch, Marshal. Ich habe Sie gerade gefunden, weil ich auf der Spur von drei Broncos war, die mir am Nachmittag davongelaufen sind.“

Der Rancher sprach mit sonorer, ruhiger Stimme.

Der US-Marshal atmete jetzt rasselnd. Schweißperlen erschienen wieder auf seiner Stirn. Er hob die rechte Hand und verkrallte seine Finger in das Hemd von Big John Taylor. Seine Augen glänzten fiebrig. Er zitterte am ganzen Körper. „Ich ... Mr. Taylor ... es war ...“

Seine Stimme erstarb plötzlich. Sein Kopf rollte zur Seite. Er war wieder bewusstlos geworden. Big John Taylor stieß einen Fluch aus. Er richtete sich auf. Breitbeinig stand er neben dem Mann und nagte nachdenklich auf seiner Unterlippe.

Der Marshal war angeschossen worden, ohne Zweifel. Aber von wem? Der Rancher zog fröstelnd die

breiten Schultern hoch. Es war kalt in der Wüste, wenn es Nacht wurde. Big John ging zu seinem Pferd und streifte sich eine feste Cordjacke über, die er hinter dem Sattel liegen hatte. Er öffnete seine Satteltasche und holte Verbandszeug heraus. Stumm kniete er sich dann neben den US-Marshal und schnitt ihm das Hemd über der Brust auf. Er legte die Wunde frei. Es war ein großer Einschlag. Die Kugel war am Rücken wieder ausgetreten. Wenn der Mann Glück hatte, hatte das Geschoss nichts zerrissen. Vor allen Dingen durfte die Wunde nicht wieder aufplatzen. Big John Taylor arbeitete sorgfältig und bedächtig.

Es war inzwischen Nacht geworden. Das Mondlicht lag wie ein zartsilberner Mantel über der Wüste und spendete dem Rancher Licht bei seiner Arbeit. Die harten, von Lassarben gezeichneten Hände John Taylors bewegten sich behutsam und vorsichtig. Er legte dem Marshal einen festen Verband an, erhob sich dann und sattelte das tote Pferd ab. Als er wieder vor dem Verletzten stand, öffnete der die Augen.

„Sie können nicht reiten, Marshal. Ich werde ein paar Stangen holen und eine Schleppbahre machen. Etwa drei Meilen von hier ist eine Weidehütte meiner Ranch. Dort liegen Corralstangen. Es wird nicht lange dauern, aber bis dahin müssen Sie warten.“

Der Marshal versuchte zu nicken. Aber er konnte den Kopf nicht bewegen. Big John Taylor breitete eine Satteldecke über dem Mann aus und blickte ihm fest in die Augen. „Versuchen Sie nicht, sich zu rühren. Wenn Ihre

Wunde aufbricht, werden Sie bestimmt verbluten. Sie können mir später alles erzählen.“

„Ich, ich heiße Stanwell, Ric Stanwell, Rancher. Und ... ich komme ... aus der Stadt Globe ...“, presste der Beamte hervor. Und seine Stimme klang knisternd und schwach wie ein Hauch.

„Was, zum Teufel, macht ein Marshal aus Globe in der Gila-Wüste?“, knurrte Big John Taylor. Doch der Beamte war schon wieder bewusstlos geworden. Der Rancher stampfte zu seinem Pferd und schwang sich in den Sattel. Er wendete das Tier und ließ es im raschen Trab laufen.



Während er ritt, flogen seine Gedanken. Am Nachmittag waren aus einem Corral drei Broncos ausgebrochen und in das versandete Präriegebiet geflohen, das nach dem großen Sandsturm von 1873 Wüste geworden war. John Taylor hatte es zu spät bemerkt. Er hatte sofort die Verfolgung aufgenommen und war dann auf drei andere Spuren gestoßen. Die Broncos hatte er nicht gefunden, aber einen US-Marshal aus Globe.

Wer schießt einen US-Marshal an? dachte John Taylor. Wer ist so verrückt, einen US-Marshal anzuschießen und ihn in der Wüste liegenzulassen? John Taylor dachte an Clay, seinen ältesten Sohn, der jetzt US-Marshal in Tucson war. Und er dachte daran, was er wohl tun würde, wenn Clay eines Tages halb tot im Wüstensand liegen

würde, zusammengeschossen von irgendwelchen Verbrechern.

Big John Taylor erreichte nach zwei Stunden die Weidehütte. Er stieg aus dem Sattel und schritt auf das dunkle Gebäude zu. Es war aus Adobelehm gebaut und bestand nur aus einem Raum. In einem kleinen Stallanbau fand er einige etwa vier Yards lange Corralstangen. Er schnürte sie mit seinem Lasso zusammen und ging zu seinem Pferd zurück. Wenig später war er auf dem Weg zurück in die Wüste.

Es war gegen Mitternacht, als Big John Taylor die reglose Gestalt im Sand wieder vor sich sah. Das blasse Mondlicht warf lange Schatten von Reiter und Pferd in den Sand. Die fernen Kuppen der Gila Hills glitzerten hell, und von Nordwesten her kam auch das scharfe Bel-len eines Wüstenfuchses.

John Taylor zügelte sein Pferd und stieg ab. Er sah, dass der Marshal wieder bewusstlos war. Er sah aber auch, dass er die Decke halb von sich abgestreift hatte und in seiner verkrallten Rechten den schweren Revolver hielt. Sein eingefallenes Gesicht war verzerrt. Etwa zwei Yards von ihm entfernt lag ein Geier im Sand. Um den hässlichen Vogel herum hatte sich ein dunkler Fleck gebildet.

John Taylor presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Er hatte nicht daran gedacht, dass der Mann so hilflos war, dass er sich nicht einmal gegen Tiere wehren konnte.

Der Rancher hockte sich neben den Bewusstlosen und warf einen Blick auf den Verband. Aber die Wunde

schien nicht aufgeplatzt zu sein. John Taylor atmete auf. Er beugte sich vor und entwand der Rechten des Bewusstlosen den Revolver. Die Finger hatten sich so sehr um die Waffe verkrallt, dass John Taylor Mühe hatte, sie loszubekommen. Dann hielt er den schweren Revolver des US-Marshals Ric Stanwell in seinen Händen. Er betrachtete die Waffe mit den Augen eines Mannes, der etwas davon versteht. Es war ein 45er Peacemaker-Colt mit vierdreiviertelzölligem Lauf. Das Korn war entfernt. Der Hahn war plattgehämmert. John Taylor spannte ihn. Mit leisem Klicken bewegte sich die Trommel weiter. Die Waffe hatte einen sanften Schlossgang und war erstklassig ausgewogen.

John Taylor schob die Waffe ins Holster des Marshals. Er wusste jetzt, dass der Mann ein schneller Schütze war, und es war für ihn auch klar, dass man ihn heimtückisch angeschossen hatte und nicht im Kampf. Einen solchen Mann konnte man nur heimtückisch treffen.

Big John ging zu seinem Pferd zurück und nahm die Stangen vom Sattel. Er legte sie auf den Boden und zerschnitt die Gurte vom Sattel des Marshals. Er fühlte keine Müdigkeit. Es machte seinem kräftigen Körper nichts aus, ohne Schlaf auszukommen, obwohl er kein junger Mann mehr war. Der Rancher spannte die breiten Gurte zwischen zwei Stangen. Dann ging er zu dem Verletzten und nahm die Decke weg. Der US-Marshal wachte nicht auf, als Big John ihn wieder zudeckte und mit dem Lasso auf der Schleppbahre festschnürte. Er stöhnte durchdringend. Sein Gesicht verzerrte sich. Der

Rancher hielt inne und beugte sich über das bleiche Gesicht des Marshals.

„Haben Sie Schmerzen, Stanwell?“

Der Marshal antwortete nicht. Er atmete pfeifend und grub seine Zähne so tief in die Unterlippe, dass Blutstropfen hervorquollen. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

„Sie müssen das aushalten, Stanwell.“ Big John zurrte das Lasso fest, und der Marshal lag jetzt unverrückbar auf der Schleppbahn. „Ich habe kein Laudanum bei mir, Stanwell. Sie müssen durchhalten. Ich bringe Sie jetzt auf die Red Rock Ranch. Beten Sie, Stanwell, dass Sie keinen Wundbrand bekommen. Sie haben einen glatten Durchschuss. Wenn Sie Glück haben, bekomme ich Sie ohne Entzündung bis zur Ranch.“

„Ich, werde, werde schon durchhalten, Mister Taylor ...“ Die Stimme des Marshals war kaum zu verstehen. Der Rancher nickte. Sein Gesicht lag im Schatten der breiten Hutkrempe, und so konnte der Verwundete die Skepsis in den Augen des anderen nicht wahrnehmen. Aber wahrscheinlich hätte er sowieso nichts gesehen, denn seine Augen schwammen in Tränen. Die Schmerzen drohten ihn zu übermannen. Sie wühlten und fraßen in seinem Körper wie die Hauer eines wilden Tieres. Er stöhnte wieder schrill.

Big John Taylor presste grimmig seine Lippen zusammen und hob die Enden der Schleppbahn hoch. Er befestigte sie am Sattel. Er nahm die Feldflasche und kam zu dem Marshal zurück.

„Trinken Sie einen Schluck, Stanwell.“

Aber der US-Marshal Ric Stanwell schien ihn nicht zu hören. Seine Blicke schienen durch den Rancher hindurchzugehen.

„Die Geier ...“, flüsterte er. „Die Geier, sie kommen, die Geier ...“

Seine Stimme zitterte und vibrierte. In seinen glasigen Augen flimmerte nichts als nackte Angst. Er versuchte, sich zu bewegen. Aber er konnte nur den rechten Arm heben. Er fuhr mit ihm, irgendetwas suchend, in der Luft herum, ballte die Hand zur Faust und schrie mit brüchiger Stimme: „Die Geier kommen ...“

Er schrie um Hilfe. Und sein verfallenes Gesicht war so grau wie brüchiger Schiefer. Big John Taylor blickte den anderen schweigend und mit Besorgnis an. Er legte ihm seine linke Hand auf die Stirn und fühlte den Puls des Mannes. Der Marshal hatte hohes Fieber. Er lallte etwas. Seine Stimme war zu schwach, sie klang jetzt rostig und kratzend. Sein Kopf hing kraftlos zur Seite.

John Taylor hob ihn mit der Linken leicht an und setzte dem Mann die Feldflasche an die Lippen. Der Marshal schien es nicht zu bemerken. Das Wasser rann ihm aus dem Mund. Dann verschluckte er sich und hustete. Er wurde blau im Gesicht und schloss keuchend und nach Luft ringend die Augen.

Der Rancher benetzte sein Halstuch mit Wasser und wusch dem Marshal das verschwitzte und verdreckte Gesicht ab. Er verschraubte die Feldflasche wieder und hängte sie ans Sattelhorn zurück. Der Marshal war wieder

bewusstlos geworden. Sein Atem hallte rasselnd durch die Stille der Nacht. Der Rancher schaute zum Himmel, an dem einige wenige Sterne wie silberne Münzen auf schwarzem Samt glitzerten. Dann nahm er die Zügel seines Pferdes und setzte sich in Bewegung.

Er musste zu Fuß gehen, da die Stangenenden der Schleppbahre ihn beim Reiten zu sehr behindert hätten. Seine Schritte waren fest und stetig. Er sank zuweilen bis fast zu den Knöcheln im Sand ein. Nach etwa einer Viertelstunde begann John Taylor zu schwitzen. Seine Füße schmerzten leicht. Dünne Stiche durchfuhren die Knöchel. Denn Big John Taylor trug hochhackige Reitstiefel, wie die Cowboys sie trugen, um beim schnellen Reiten nicht aus den Steigbügeln zu rutschen. Big John hätte die Stiefel jetzt verfluchen mögen. Doch es hätte nichts genützt.

Nach etwa zwei Meilen hielt er an und bückte sich. Er schnallte die Sporen ab und schob sie in seine Satteltasche. Dann löste er die schwerledernen Chaps, die bei jedem Schritt hin und her gewippt waren. Er warf die von Dornen und Sträuchern abgeschabten und verkratzten Beinschützer über den Sattel und setzte sich wieder in Bewegung. Es ging jetzt etwas leichter. Schritt um Schritt schob er sich vor. Stunde um Stunde schritt er durch den Sand. Nur manchmal hielt er an, nahm seine Feldflasche vom Sattelhorn und trank einen Schluck. Sein Gesicht war mit einer grauen Staubmaske überzogen.

Big John Taylor verspürte noch immer keine Müdigkeit. Aber sein Pferd schritt mit tief gesenktem Kopf

neben ihm her. Die Schleppbahre schleifte mit hellem Knirschen durch den Sand und hinterließ tiefe Spuren in der Sanddecke.

Der US-Marshal war bewusstlos, und das war gut so. Jeder kleine Stoß musste ihm unmenschliche Schmerzen bereiten, und so spürte er nicht viel davon. John Taylor blieb auch manchmal stehen und schaute nach dem Verletzten. Aber die Wunde schien nicht so schwer zu sein und nicht mehr aufzubrechen. John Taylor war froh darüber, denn er hätte andernfalls hilflos dabeistehen und zusehen müssen, wie der Beamte verblutet wäre. Noch waren sie zu weit von der Ranch entfernt, um schnelle Hilfe herbeiholen zu können.



Als gegen Morgen die Dämmerung aufzog, blieb John Taylor erschöpft stehen. Sein hartes Gesicht war eingefallen. Tiefe Augenringe zeichneten ihn. Seine Wangen waren mit einem dichten Stoppelbart bedeckt, der das Gesicht eckiger erscheinen ließ, als es war.

Der Rancher zurrte die Sattelgurte seines Tieres fest und trank einen Schluck des abgestandenen Wassers aus der Feldflasche. Er holte einen Kanten trockenen, steinharten Brotes aus der Satteltasche, brach sich ein Stück ab und schob es in den Mund. Er kaute schweigend und lange, während er sich neben den noch immer bewusstlosen US-Marshal hockte und ihm das heiße Gesicht mit Wasser kühlte.

An der Wunde hatte sich nichts geändert. Als Big John Taylor den Verband leicht lüftete, sah er, dass sich um den verschorften Wundkrater herum ein roter Rand gebildet hatte. Die Haut war geschwollen und heiß wie Feuer. Der Marshal hatte eine Entzündung. John Taylor hoffte, während er den Verband wieder anlegte, dass der Beamte keinen Wundbrand bekommen würde.

Als er fertig war, wachte Ric Stanwell auf. Sein Blick war trübe. Es dauerte eine Zeit, bis er den wuchtigen Rancher erkennen konnte. Er öffnete den Mund. Aber er sagte kein Wort. Er war zu schwach dazu. Er atmete nur geräuschvoll.

„Wir kommen nur langsam voran.“ John Taylors Stimme klang heiser. Er spuckte aus. „Ich muss zu Fuß gehen. Ihre Wunde verträgt keine großen Erschütterungen. Wir sind noch immer in der Gila. Sie müssen aushalten, Stanwell, noch zwölf Stunden, vielleicht etwas mehr. Dann sind wir auf der Red Rock Ranch.“

Er blickte den anderen beinahe flehend, aber auch zwingend an. Doch der US-Marshal Ric Stanwell schien ihn nicht zu hören. Er hatte Schüttelfrost. Seine Zähne schlugen geräuschvoll aufeinander. Er zitterte am ganzen Körper. In seinen Augen lag ein fiebriger Glanz.

Die Sonne war inzwischen höher gestiegen. Die Kühle des Morgens war einem beständig heißer werdenden Wind von Süden gewichen. Die scharfkörnigen Sandkristalle wirbelten sanft durch die Luft.

John Taylor sah, dass der Marshal nicht reden konnte. Er band ihm ein Halstuch vor Mund und Nase und stülpte

ihm den Hut tiefer ins Gesicht, um es vor dem Sand zu schützen, der in einigen nahen Yucca-Sträuchern knisterte und deren trockene Blätter zittern ließ wie Bogensehnen nach einem Schuss. John Taylor wollte nicht warten, bis die Hitze ihren Höhepunkt erreicht hatte. Er wollte zuvor noch zwei oder drei Meilen weit kommen an diesem Morgen. Danach würde das Tempo ohnehin langsamer werden.

Die Müdigkeit war aus dem kräftigen Körper des Ranchers gewichen. Die wenigen Stunden Schlaf hatten ausgereicht, John Taylor genügend Kraft zurückzugeben. John Taylor hatte dem Pferd etwas Wasser aus der Feldflasche in seine Hutkrone gegeben. Es hatte kaum gereicht, dass das Tier seine Zunge befeuchten konnte. Aber die Flasche war höchstens noch zu einem Viertel voll.

Nach einer halben Stunde standen wieder Schweißperlen auf der kantigen Stirn des Ranchers, und er hielt vor einer Gruppe Kugellakteen an. Nachdenklich blickte er auf die Pflanzen, die aussahen wie die Spielbälle eines Riesen, die dieser willkürlich im Sand hatte liegen gelassen.

Der Rancher zog sein Messer und bückte sich. Er entfernte einige Stacheln und schlitzte dann einen Kaktus auf. Das weiße Kaktusfleisch dampfte in der Hitze. John Taylor schnitt einige Stücke heraus und schob sich eines in den Mund. Die Flüssigkeit der Pflanzen schmeckte bitter, aber sie erfrischte. John Taylor schob auch einen Bissen dem Marshal in den Mund. Doch dieser besaß nicht

die Kraft zu lutschen, und er besaß auch im Moment nicht den Willen dazu. Denn sein Denken und Fühlen schien abgestorben zu sein. Er lag apathisch auf seinem Lager, schien nichts zu sehen, nichts zu hören, schien weder leben noch sterben zu können.

John Taylor versuchte, das Fleisch des Kaktus auszupressen, um die Flüssigkeit in die Feldflasche zu füllen. Aber es misslang.

Der Rancher lutschte schweigend an seinem Stück Kaktusfleisch, bis er es ausspuckte. Dann setzte er sich wieder in Bewegung und schleppte sich mit dem Pferd und dem Verwundeten Schritt für Schritt durch den immer heißer werdenden Wüstensand unter einem farblosen, hitzeblimmernden Himmel, an dem nur einige wenige dunkle Punkte zu sehen waren. Und das waren die Geier, die mit lautlosem Flügelschlag in großer Höhe über den beiden Männern kreisten, ab und zu herabglitten, als wenn sie nachschauen wollten, ob sie schon eine Chance hatten, und dann mit müdem Krächzen wieder aufstiegen. Die Vögel mit ihren nackten Hälsen und hässlichen Schnäbeln machten John Taylor nervös. Aber sie gingen nicht weg. Sie glitten beständig über den Männern mit. Sie waren geduldig. Sie konnten es sein. Sie wussten, dass sie in einem Land lebten, das sie ernährte.



Die Sonne stieg höher, es wurde heißer. Die Luft verwandelte sich in eine glutwabernde Masse, gesättigt mit unzähligen Staubkörnchen und verfilzt mit feinen Sandkristallen.

Die Luft schien konservierend zu sein. Sie trocknete alles aus, sie saugte jeden Tropfen Flüssigkeit aus dem Körper Big Johns, und auch das Leder seiner Stiefel und seines Gürtels wurde spröde. Es brach und rieb schmerzhaft an seinen Füßen, auf deren Sohlen sich ohnehin Blasen bildeten.

John Taylor hatte auch das Gefühl, die Absätze würden sich lösen. Aber er blieb nicht stehen. Auf der Schleppbahn war der Marshal aufgewacht. Er schien nichts wahrzunehmen, nur seine Schmerzen. Er wimmerte beständig und wie ein angeschossenes Tier vor sich hin, aber sein Blick war starr und schien durch alles hindurchzugehen. Bei jedem Stoß, der seinen Körper durchfloss, wenn die Enden der Bahre über eine Unebenheit im Boden schleiften, röchelte er schrill auf. Erst hatte John Taylor gemeint, wahnsinnig zu werden. Das ständige Wimmern und Röcheln hatten ihm in den Ohren geklungen wie ein Abgesang des Lebens. Doch dann hatte er sich daran gewöhnt. Je weiter er gelaufen war, je heißer es geworden war, je weniger hatte er darauf geachtet, je mehr hatte er sich darauf konzentriert, Schritt für Schritt voranzukommen, immer geradeaus.

Es wurde Mittag. Die Sonne hatte den höchsten Punkt des Zenits erreicht und schien nun senkrecht über der Wüste zu stehen. Es gab keinen Schatten. Kakteen, Yucca

und hier und da einzelne Felsbrocken verschmolzen mit dem grellen Tageslicht und schienen zu dampfen. Aber das waren nur die feinen Sandschleier im ewigen Wind der Gila.

Als John Taylor weitere drei Meilen hinter sich gebracht hatte, hatte die Sonne den höchsten Punkt des Horizonts überschritten. Aber die Hitze hatte nicht nachgelassen.

Big John schritt an einer Gruppe Bisnagakakteen mit fast zwei Hand langen und nadelscharfen Dornen vorbei, die einen Menschen aufspießen und von oben bis unten aufschlitzen konnten. Aber er achtete nicht auf die Kakteengruppe, die sich säulenartig in den heißen Himmel reckte und jetzt einen schmalen Schatten warf, der wie ein Zeigefinger im Sand auf den Rancher zeigte.

Da war noch etwas anderes. Doch das bemerkte Big John nicht sofort, denn die Müdigkeit nistete in seinem ganzen Körper. Deshalb sah John Taylor die Schlange erst, als er beinahe auf sie getreten wäre. Sie lag im Schatten der Kakteen und sonnte sich. Ihre kalten Augen waren starr auf den Mann gerichtet, ihr gerippter Leib war mit einem fleckigen Muster gezeichnet, und als John Taylor sie endlich sah, ihren schlanken Leib im Sand wahrte, da hob sie ihren flachen Kopf schon und ringelte den Schwanz zusammen. Es rasselte laut in der Stille. Das müde Pferd warf den Kopf hoch. Es schnaubte schrill und angsterfüllt. Seine Augen waren weit aufgerissen, und in ihnen flackerte nackte Angst.

Das Tier scheute. Es wich zur Seite hin aus und stampfte nervös mit den Vorderhufen in den Sand. Feine

Staubschleier stoben auf. Das Tier riss sich von dem Rancher los. Die Schleppbahre wurde zur Seite gezerrt. Der Marshal wachte durch den plötzlichen Ruck auf und keuchte, erfüllt von Schmerz. John Taylor aber rührte sich nicht. Er stand steif und starr wie ein Felsklotz und wagte kaum zu atmen.

Sein Pferd blieb etwa zehn Yards weiter stehen und senkte den Kopf. Es starrte angstvoll auf die Schlange, deren geschmeidiger biegsamer Körper sich langsam hochbäumte. Sie hatte ihr Maul geöffnet, und John Taylor konnte die nadelscharfen Zähne sehen. Die gespaltene Zunge der Schlange pendelte zischelnd zwischen den Kiefern hin und her. Der Blick des Tieres war starr und kalt, stechend und durchdringend.

John Taylor versuchte die wirbelnden Gedanken in seinem Gehirn zu sammeln. Er versuchte, seine ganze Kraft nur noch auf die Schlange zu konzentrieren. Sie pendelte hin und her, ließ ihn aber nie aus den Augen. Sie war nur zwei Fuß weit von ihm entfernt, und Big John wusste, wenn er eine schnelle Bewegung machte, würde es aus sein. Denn so schnell er auch sein mochte, die Schlange war schneller. Sie würde viel schneller sein. Sie würde nach vorn stoßen. Und sie würde ihn beißen.

Die Schlange zischte wieder drohend. Sie richtete sich noch höher auf und schwankte weit mit ihrem Kopf zurück. Ich muss es versuchen, dachte Big John. Ich muss es einfach versuchen. Und er ließ sich nach hinten fallen. Er hatte einen langen, einen verdammt langen und harten Marsch hinter sich, und er hatte wenig, zu wenig

Schlaf gehabt. Ihm fehlte die Kraft, die Schnelligkeit, die er sonst besaß. Aber es ging um sein Leben. Und so setzte John Taylor alles auf eine Karte.

Der flache Schlangenkopf stieß vor wie ein Geschoss. Die Augen des Tieres glitzerten noch immer kalt, aber die kräftigen Kiefer schlugen krachend in der Luft zusammen. Und dann schoss John Taylor.

Seine Hand fiel auf den Kolben des schweren Revolvers, den er im Holster trug. Er schoss durch den Boden des Holsters. Die Kugel fetzte den Ledereinsatz im Halfterboden weg. Die Mündungsflamme stach wie ein Pfeil auf das Tier zu, das augenblicklich zurückzucken wollte, instinktiv und schnell. Das Geschoss zerschmetterte der Schlange den flachen Kopf und schleuderte sie ein Stück zurück. Kraftlos durchliefen einige Zuckungen den Körper des Tieres, ehe es flach im Sand lag und sich nicht mehr rührte. John Taylor aber lag still und nahm den beißenden Pulverrauch nicht wahr, der stinkend aus seinem Revolver stieg und wie ein dünner Schleier in der heißen Luft lag. Er richtete sich nach einigen Minuten auf. Sein Gesicht war grau wie brüchiger Schiefer, und seine Augen waren seltsam leer.

Der Rancher ging mit unsicheren Schritten an dem toten Schlangenleib vorbei zu seinem Pferd. Das Tier schnaubte erfreut, doch es war noch immer ängstlich und nervös. Als Big John den Kopf wandte, sah er auf einer Gruppe von kopfgroßen Steinen eine kleine Wüstenechse sitzen. Sie huschte wieselflink zwischen eine Gesteinspalte.

Der Rancher beugte sich über den Marshal. Er wusste nicht, zum wievielten Mal er das jetzt tat. Aber das war auch unwichtig. Denn er wusste ja, dass er es tun musste. Der Mann war wach, aber er sah den Rancher nicht. Er hatte wieder Fieber. John Taylor stellte erleichtert fest, dass die Wunde durch die jähe Flucht des verängstigten Pferdes nicht aufgegangen war. Auch kam es ihm so vor, als habe sich in den letzten Stunden der Entzündungsherd verkleinert. Der Marshal musste gutes Heilfleisch haben.

Big John deckte ihn sorgfältig wieder zu und kontrollierte die Gurte, auf denen der Mann lag. Aber sie saßen noch fest an den Stangen. Der Rancher klopfte dem Tier beruhigend auf den Hals. Er wandte sich nicht um. Er wollte die Schlange nicht mehr sehen.

Nur langsam wich die Anspannung aus seinem Körper. Und er wollte weg, weg von hier, von dieser Stelle. Er wollte weiter, nicht stehenbleiben, nicht mehr daran denken. Stumm fuhr er dem Tier durch die Mähne und fasste es dann am Zügel. Er schob einen Fuß vor und setzte sich wieder in Bewegung. Das völlig erschöpfte Pferd zerrte er mit sich. Seine Bewegungen waren wie mechanisch, und hätte er nicht den eisernen Willen gehabt, wäre er wohl nicht weitergekommen, wäre er in den heißen Sand gesunken und hätte geschlafen. Und bei seinem Pferd schien es sich nicht viel anders zu verhalten. Es schien nur noch zu laufen, weil der Rancher lief und es zog. Und nur die Gewissheit, dass das Ziel nicht mehr weit war, hielt Big John aufrecht. Er hätte ein Vermögen für ein zweites Pferd gegeben. Aber all diese Wünsche halfen

ihm nicht. Er war noch immer allein mit dem verletzten US-Marshal Ric Stanwell.

Allein in der Wüste zu sein, mit einem Verletzten, das konnte die Hölle sein. Das merkte auch John Taylor jetzt. Aber er war ein Mann, der auch durch die Hölle gehen konnte, ohne eine Miene zu verziehen. Nur deshalb hatte er sich auch in diesem harten Land durchsetzen und halten können. Nur wer hart und stark war, konnte hier überleben. John Taylor war beides. Und deshalb würde er auch die letzten Stunden in der Wüste noch durchhalten. Die letzten Meilen würde er schaffen. Er dachte an nichts mehr als nur ans Weiterlaufen und an den Marshal auf der Schleppbahre, nur an sein Ziel, und an nichts sonst. Die gewaltige, brüllende Hitze vermochte ihn nicht zu schlagen, nichts konnte Big John Taylor schlagen.



Die beiden Reiter hatten den Kakteengürtel hinter sich gelassen und ritten in das versandete Präriegebiet. Der erste Reiter war ein großer, hagerer, sehniger Mann, dessen tiefgebräuntes Gesicht so faltig und narbig war wie eine schroffe Borkenrinde. Unter seinen Brauen lagen scharfe, hellgraue Augen. Er war gekleidet wie ein Cowboy. Und er hieß Lee Bronson und war der Vormann der Red Rock Ranch. Ein Mann so hart wie Eisen und Stahl. So hatte er auch sein Leben durchschritten, als Scout der Armee und als Herdenboss. Und jetzt, einundfünfzig

Jahre alt, war er Vormann auf der Ranch Big John Taylors, dessen Freund er seit gut fünfundzwanzig Jahren war. Er wandte den Kopf und warf einen Blick auf den krummbeinigen Cowboy, der ihm folgte.

„Die Spuren führen direkt auf die Gila zu. Big John muss in die Wüste geritten sein.“

Der Cowboy nickte. Er trieb sein Pferd noch etwas an und verhielt direkt neben dem Vormann.

„Die letzte Herde war wild. Einige von den Broncos waren besonders schlimm. Es musste so kommen. Das Holz der Corralstangen wird spröde in der verdammten Hitze. Der Sand zerfrisst es, und die Pferde schlagen ständig mit den Hufen dagegen. Eines Tages musste es brechen. Es war der einzige Corral, der letzten Herbst nicht in Ordnung gebracht wurde.“

„Wahrscheinlich wären die drei Broncos nicht ’rausgekommen, wenn der Boss nicht allein gewesen wäre.“

Lee Bronson schob sich den breitkrempigen Hut in den Nacken und wischte sich mit dem Handrücken seiner Rechten den Schweiß von der Stirn. „Ich frage mich, wo Big John so lange bleibt. Er war nicht danach ausgerüstet, weit in die Wüste zu reiten. Er hätte längst zurück sein müssen.“

Jed Fuller, der Cowboy, nickte. „Mrs. Taylor war sehr beunruhigt.“

„Frauen sind immer beunruhigt.“ Lee Bronson grinste schmal. „Ein Mann wie Big John weiß, was er tut. Ich kenne ihn seit fünfundzwanzig Jahren, Jed, und er hat selten Fehler gemacht. Es hat einen anderen Grund. Wir

werden auf der Spur weiterreiten. Irgendwann wird sie zu Ende sein. Dort muss auch Big John sein. Reiten wir, Jed.“

Lee Bronson trieb sein Pferd leicht an. Im raschen Trab bewegten sich die beiden Männer in die Wüste hinein. Sie waren auf Bestreben von Mary Taylor geritten, die sich über das lange Ausbleiben ihres Mannes sorgte. Die beiden Männer waren zu den Corrals am Rand der Wüste geritten, in denen einige der neuen Wildpferde standen, die noch eingebrochen werden mussten. John Taylor war allein dort gewesen. Die Männer hatten die Weidehütte leer gefunden, und die Stangen eines kleineren Corrals waren zerbrochen gewesen. Die Spuren der drei Broncos führten auf die Wüste zu, und die Fährte eines berittenen Tieres folgten ihnen.

Lee Bronson hatte sofort gewusst, was geschehen war. Er wusste aber auch, dass ein Mann wie Big John Taylor nicht ohne Ausrüstung weit in die Wüste hineinreiten würde. Deshalb musste es einen anderen Grund geben, weshalb der Rancher seit zwei Tagen überfällig war.

Lee Bronson und der Cowboy ritten die Fährte im Sand entlang, und wann sie auf den Rancher treffen würden, wussten sie nicht. Aber die Fährte war etwa zwei Tage alt. Der Wind hatte sie schon fast wieder zugedeckt, und die glühende Hitze hatte die Spurenränder spröde gemacht, so dass die Fährte lückenhaft war. Aber Lee Bronson war nicht umsonst bei der Armee als Scout gewesen. Die schwach zu erkennende Linie reichte ihm völlig aus, um den Weg zu finden. Doch sie kamen nicht schnell voran.

Denn manchmal hatte der Wind die Spur über große Strecken zugedeckt und zerstört, so dass die Männer immer erst wieder einen neuen Ansatz suchen mussten. So zog sich ihr Weg lange hin.



Es war am späten Nachmittag. Die Dünenschatten wechselten fast alle Viertelstunden in Form und Farbton. Das Spiel der wogenden Sandschleier und Sonnenstrahlen belebte die starre Weite. Die Sandkristalle stachen wie heiße Nadeln, wenn der Wind von Süden sie auf das Gesicht John Taylors treffen ließ. Sie durchdrangen die Fasern der Kleidung, das feinste Gewebe, setzten sich auf der schwitzenden Haut fest, verstopften die Poren.

Der Rancher fluchte leise. Er hatte sein Pferd mit der Bahre, auf der der Verletzte lag, im Schatten einer Düne stehen und stand selbst auf der Spitze eines Dünenkamms. Seine Augen waren rot entzündet. Seine Mundwinkel waren mit verkrustetem Sand verdeckt. Sand bedeckte seine Kleidung, verstopfte seine Nasenlöcher und Ohren, setzte sich in den Augenbrauen fest und sogar im Haar, trotz des Hutes. Die Falten in dem harten Gesicht Big Johns hatten sich noch schärfer ausgeprägt, sie durchschnitten seine Haut dunkel wie schmale Striche.

Der Rancher stand lange so da und blickte nach Norden. Dort lag seine Ranch. Noch fünf Stunden, vielleicht sechs. Big John Taylor hätte fluchen mögen. Aber er war

innerlich so ausgedörrt, dass es eine Kraftverschwendung gewesen wäre, und auf seinem Gesicht regte sich kein Muskel.

Als er sich umwandte und den Weg zu seinem Pferd antrat, sah er in der Ferne eine Bewegung. Er konnte sich auch getäuscht haben. Seine entzündeten Augen waren nicht mehr sicher. Einige Dünenkämme, die wie rollende, in der Bewegung erstarrte Meereswellen das Land durchzogen, verbauten ihm die Sicht. Aber John Taylor blieb stehen und wartete, bis er sah, dass er sich nicht getäuscht hatte.

Aus einem Dünental tauchten zwei Reiter auf. Sie waren nicht größer als schwarze Punkte in der gewaltigen Weite, aber es waren Reiter, Menschen. Und John Taylor begann zu zittern. Er warf die Arme in die Höhe und wollte schreien. Doch dazu war seine Kehle zu trocken. Mehr als ein müdes Krächzen kam nicht über seine aufgeplatzten Lippen. Aber seine Augen, die in tiefen Höhlen lagen, glänzten, und seine Arme schwangen wie Windmühlenflügel durch die Luft.

Die beiden Reiter sahen die Gestalt des Ranchers auf dem Dünenkamm erst, als sie auf etwa eine Meile herangekommen waren. Dann erkannten sie ihn, diesen wuchtigen, kantigen, breiten Mann, der aussah wie ein Felsklotz, und der stark war und groß wie ein Baum. Sie erkannten Big John Taylor, und sie trieben ihre Pferde zu größerem Tempo an und sprengten heran. Und so stand der Rancher da, als die beiden Männer vor ihm ihre Pferde zügelten und aus den Sätteln glitten.

„Ihr hättet die Tiere nicht so treiben sollen in der Hitze.“, sagte John Taylor streng. Aber in seiner Stimme schwang wilde Freude mit.

„Mensch, Big John.“ Lee Bronson trat auf ihn zu und legte dem Freund die große rechte Hand auf die Schulter. Er schluckte schwer und blickte ihm in die hellen Augen. „Dass wir dich gefunden haben.“

Die Männer drückten sich die Hände. Und dann ließ die eiserne Kraft des Ranchers doch nach. Er schwankte leicht und fühlte einen leisen Schwindel in sich. Er senkte den Kopf, taumelte und sank dann in den Sand. Hier hockte er schweratmend, hatte den Blick gesenkt und wartete, bis das wilde Drehen und Kreisen von grellen Punkten und Farben nachgelassen hatte und sein Blick sich wieder lichtete. Das stechende Hämmern in seinen Schläfen ließ nach. Er hob wieder den Kopf und schaute die beiden Männer an, die abwartend vor ihm standen und bis jetzt noch nicht begriffen hatten, was alles geschehen war.

„Gebt mir Wasser“, krächzte John Taylor heiser. „Gebt mir viel Wasser. Dann erzähle ich euch alles. Und steht nicht herum wie zwei Büffel. Ihr werdet schon alles erfahren; warum dieser Mister bei mir ist, und warum er ein Loch im Fell hat, und wo ich ihn gefunden habe.“

„Ein guter Mann sollte keinen Staub fressen.“ Lee Bronson reichte dem Rancher seine Feldflasche. Und John Taylor setzte sie an die Lippen und trank, als habe er nie etwas Köstlicheres bekommen. Das Schlucken fiel ihm erst schwer. Denn seine Kehle schmerzte. Aber